

Ein Volk von Stubenhockern

Gedanken aus dem Home-Office

An der Fasnacht setzten zwei Teenager, die sich als Coronaviren verkleidet hatten, auf eine spezielle Vorsichtsmaßnahme: «Alkohol desinfiziert den ganzen Körper.» Heute, nicht mal vier Wochen später, sind die Masken gefallen: Der Coronavirus spielt auf der Weltbühne die Hauptrolle.

Die Bundespräsidentin ruft dazu auf, es müsse jetzt ein Ruck durch die Gesellschaft gehen. „Bleiben Sie zuhause“, sagt sie ernst und bestimmt. Das Gebot sozialer Distanz wird zu einem Verbot der Begegnung. Jeder soziale Kontakt bedeutet ein Risiko. Das ist neu: Solidarität bedeutet nun, sich von den Menschen zu distanzieren. Es ist der Virus, der die Agenda diktiert und unsere eigenen vier Wände zur letzten Bastion werden lässt. Anstatt als weltoffener Kosmopolit der Erlebnis-Kultur zu frönen, sehen wir uns auf uns selbst und unser trautes Heim zurückgeworfen. „Wollt ihr nicht lieber doch nach Hause kommen“, frage ich via Face-Time meine Tochter, die sich auf ihrem post-gymnasialen, ersehnten Trip durch Südamerika befindet. Sie aber lässt mich wissen, dass ohnehin sämtliche Flüge nach Europa eingestellt worden seien. „Ausserdem“, fügt sie hinzu, „geht es hier Zak-Zak: Gestern Morgen der erste Verdachtsfall von Coronavirus, am Nachmittag schon alles geschlossen. Nicht so wie bei euch!“

Bereits am dritten Tag meiner Home-Office-Existenz frage ich mich, wie das gehen soll, die Kunst des gelassenen Zuhause-Bleibens. Ich fühle mich von Blaise Pascal ertappt. Der Philosoph meinte schon vor Jahrhunderten, dass alles Unglück der Menschen daher rühre, „dass sie nicht verstehn sich ruhig in einer Stube zu halten“. Im Home-Office wird jeder Telefonanruf zum Ereignis. In fast klösterlicher Ruhe feile ich an Konzepten und Artikeln und wünsche mir sehnlichst meine Büro-Kollegen herbei, um mit ihnen herzlich zu diskutieren und zu streiten. Anstatt den Frühling und das neu erwachende Leben im öffentlichen Raum zu feiern, stehen Indoor-Wochen bevor: Kein Besuch auf dem Balkon meines politischen Mitstreiters, mit dem ich jeweils so lange über Gott und die Welt rede, bis die Flasche leer ist. Selbst mit dem unbeschwertem Joggen ist es aus und vorbei: Begegnet mir ein hechelnder Läufer, wechsle ich die Strassenseite.

Die staatlich verordnete Live-Kultur-Abstinenz zwingt mich, darüber nachzusinnen, was vorösterliche Busse auch noch

meinen könnte. Ich tröste mich damit, dass es ja auch eine Ohrensessel-Kultur mit Literatur, Hausmusik und Spiel gibt. Wer weiss, vielleicht hilft die Stubenhockerei, die eingerosteten Klari- nettenfinger wieder etwas beweglicher zu machen, getreu der Maxime von Theodor W. Adorno: „dass einer fidelt, soll wichtiger sein, als was er geigt.“ Ich zähle die Schritte von meinem Schreibtisch bis zur Dachterrasse. Mir kommen die Gefängnis- briefe von Dietrich Bonhoeffer in den Sinn und ich versuche mir vorzustellen, wie es wäre, wenn wir in unserem Haus nicht auf drei Stockwerke ausweichen könnten, sondern in einem einzigen Raum ausharren müssten.

Eine Freundin unserer Familie, die seit vielen Jahren in einem streng klausurierten Zisterzienserinnenkloster lebt, fragt mich im Mail, wie es uns ginge. Für sie und ihre Mitschwestern ist die Selbstisolation Dauerzustand: Das „Home-Office“ hinter Klostermauern verlässt nur, wer zum Arzt oder eine dringende Erledigung machen muss.

Als ich den Tisch decke, frage ich mich, ob uns mit der Bedrohung durch den Coronavirus nicht nur viele Gewohnheiten, sondern noch mehr Verlässlichkeiten und Gewissheiten abhand- engekommen seien.

Früher haben die Menschen unter ihre Pläne gerne drei Buchsta- ben gesetzt: ScJ. Diese Abkürzung ist lateinisch und meint „Sub conditione jacobaea“, zu Deutsch: der Termin steht unter dem Vorbehalt des Jakobus. Dieser hatte in seinem biblischen Brief nämlich zur demütigen Einschränkung aller Pläne aufgerufen: „So Gott will und wir leben.“ (Jak 4,15) Das Telefon klingelt und es fragt jemand an, ob ich die Moderation für ein Podiumsgespräch im kommenden Herbst übernehmen würde. „Ja“, sage ich, und füge kleinlaut hinzu: „Unter dem Vorbehalt des Jakobus.“

Béatrice Acklin Zimmermann